

An die Ostfront

Bei dem Verpflegungssatz, den ich vom Furier erhielt, waren Zigaretten dabei. Das hieß, es geht an die Front, in die vorderste Linie. Ich ging in Richtung des Stellortes. Am Ende des Dorfes stand rechts an der Straße eine lange Baracke. Dort musste ich abbiegen in einen breiten Weg durch das Tal, in dem sich das Dorf entlang zog. Von der Baracke aus sah ich schon auf der anderen Talseite eine größere Gruppe Soldaten in der schräg scheinenden Sonne, weit abseits vom Weg, an einem Waldrand stehen. Dort musste ich also hin.

Der Letzte war ich noch nicht, auf den man wartete. Es kamen noch einige und darunter auch der Österreicher, der in Rosenberg der Letzte von uns fünf Fahrern war. Wir zwei begrüßten uns und blieben vorerst zusammen. Als wir vollzählig waren, wurden wir über unsere Aufgabe informiert. Wir sollten eine Sperrgruppe bilden, die durch einen Angriff vertriebene Feinde auffängt. Dazu sollten jeweils zwei Mann in Abständen von etwa 15 bis 20 Metern sogenannte Nester bilden. Es wäre dann in Richtung der möglichen Feinde ohne Anruf zu schießen. Eine Parole gab es nicht.

Nun ging es zu unserem Einsatzort, der gleich in der Nähe lag. Der Hochwald, in dem wir lagen, befand sich am Hang eines einmündenden Tales, in Flussrichtung links. Wir konnten in der Abenddämmerung gerade noch ausmachen, dass der Hang rechts von uns einen Bogen bis zu dem etwa 20 Meter hinter uns liegenden Waldrand machte. Hinter dem Waldrand war Feld. Leitner und ich saßen dort und konnten nicht verstehen, dass neben uns Schluss sein sollte. Da war noch sehr viel Platz zum Durchkommen. Das Kommando unserer Sperrgruppe wurde inzwischen an einen Grenzzoffizier übergeben, der bei der Einweisung mit dabei war. Er hatte aber keine Ahnung, wie wir später merkten.

In der Nähe, wo wir lagen, führte die Tschechisch-Slowakische Grenze entlang, wie das später auch wieder war, nur mit dem Unterschied, dass damals die Deutschen die Grenze auf der Tschechischen Seite bewachten. Tschechien war damals deutsches Protektorat. Von diesem Grenzkommando kam der Grenzzoffizier und noch weitere Grenzer, die in diese Sperrgruppe eingereiht worden waren.

Die Richtung, aus welcher der Feind kommen sollte, war der vor uns ins Tal führende Abhang. Der Grenzzoffizier kam, als man noch sehen konnte, mehrmals die Linie entlang, in der wir hockten und einmal von hinten,

vom Waldrand. Er schärfte uns ein, nicht zu schlafen. Als es so richtig dunkel war, kam er nicht mehr. Feinde kamen auch nicht. Gefechtslärm war auch nicht zu vernehmen. So konnte eigentlich kein Feind kommen. Wir erfuhren, ein Bataillon würde angreifen und den Gegner uns entgegen jagen. Leitner und ich waren uns sicher, dass kein Gegner mehr kommt. Der Grenzer quatschte immer davon, dass Russen kämen und die müssten abgeknallt werden. Schon die Art, wie er uns scharf machen wollte, brachte die „vollste Sympathie“ für ihn auf. „Des is a Drecksack,“ sagte Leitner.

Es muss nach Mitternacht gewesen sein, da hörten wir, wie etwa 20 bis 30 Meter unterhalb der Linie, in der wir alle lagen, jemand entlang kam. Leitner und ich merkten gleich, dass es der Grenzer war, der da herumkroch. Ohne Anruf sei zu schießen, wenn sich etwas vor uns bewege. Ich flüsterte Leitner zu, dass ich schieße. Er wollte das nicht. Ich sagte ihm, dass ich nur in die Luft schießen werde. Machen wir das nicht, könnte man annehmen, wir schliefen. Es wurde uns ausdrücklich eingeschärft, ohne Anruf zu schießen, da sonst der Gegner feststellen könne, wo wir sind.

Waren wir noch bei Licht ungläubig über die ganze Aktion, haben wir in der Dunkelheit nicht mehr mit einer Feindberührung gerechnet. Wer führt schon in der Dunkelheit einen Angriff durch. Höchstens im Morgenrauen. Ich gab schräg in die Luft einen Schuss ab, als das „Gekracksel“ vor uns zu hören war. „Nicht schießen! Ich bin's“, rief der Grenzer mehrmals und wir forderten, er möge herankommen. Schlotternd traf er bei uns ein. Ich fragte ihn, wie er so etwas machen könne, in einer solchen Situation. Er wollte doch nur kontrollieren, ob wir schliefen. Nun sähe er aber, dass wir aufpassen. Wir hockten bis in den hellen Tag hinein. Vor uns, unten auf dem Weg kam Betrieb auf. Also konnte da nichts mehr kommen. Der Grenzer wurde abgelöst. Der neue war wohl einen Rang höher als jener, aber genau so schlau wie der. Er hatte nur nicht solche Sprüche drauf.

Ich hatte nun meinen Gewehrlauf zu reinigen, damit er funktioniert, wenn ich wieder schießen müsste. Wir hockten noch lange an dem Hang. Keiner wusste, wie es weiterging. Rechts von uns wurde mehrmals geschossen, sowohl von Schützen als auch mit Artillerie. Von den Schützenwaffen zwitscherten ab und zu Querschläger vorbei und es war uns nicht ganz wohl auf unserer Höhe, zumal Leitner und ich der Sache am nächsten saßen.

Gegen Mittag wurden wir heruntergezogen an den Weg, der von starken Kastanien gesäumt war. Da erstreckte sich im Talgrund eine breite Wiese bis zu einem Bach, der sich an der anderen Talseite entlang schlängelte.

Dort stand ein größeres Gebäude, wohl eine Mühle. Nun hockten wir dort herum. Zwischen den Kastanien waren an zwei Stellen Dachpappentollen gestapelt. Als es zu regnen begann, nutzten wir die Dachpappe, um uns vor der Nässe zu schützen.

An dieser Stelle drückten wir uns fast eine ganze Woche herum. Die Grenzzoffiziere wechselten ständig. Wir holten jeden zweiten Tag unsere Verpflegung und letztlich mussten wir uns in einer Reihe, quer durch das Tal, in Schützenmulden eingraben. Da es weiter regnete, besorgten wir Knüppel und bauten über die Schützenmulden schräge Dächer aus der Dachpappe.

Unsere Sperrgruppe war schon durch Abkommandierungen bedeutend kleiner geworden. An einem Nachmittag kamen ein paar neue hinzu und es ging das Tal hinauf. Wo das Tal deutlich schmaler wurde, bekamen wir Granatwerferfeuer. Als das Zischeln der Granaten zu hören war, schmissen wir uns hin. Tatsächlich nahm ich jede in der Nähe liegende Mulde wahr, die man sonst nicht ausmachen konnte. Das hatten uns erfahrene Soldaten bereits in der Ausbildung gesagt. Trotzdem bekam ich einen Splitter an den linken Unterarm, den ich vor meinen Kopf gelegt hatte. Wir versteckten uns daraufhin in einer angrenzenden Schonung. Vorerst wurden wir zurück an die alte Stelle beordert.

Als es dunkelte, ging es erneut nach vorn. Der Mond schien sehr hell und die Stahlhelme blinkten verräterisch im Mondlicht. Wir versuchten am Bachrand die Helme mit Schlamm zu beschmieren, doch der Schlamm war so sandig, dass kaum etwas an den Helmen haftete. Wir kamen unentdeckt an der Stelle vorbei, an der wir beschossen wurden. Das Tal wurde immer enger und machte am Ende eine scharfe Biegung nach rechts. Auch der Bach machte eine scharfe Wendung. Dort trennten wir uns, die meisten gingen nach links leicht bergan und der Rest nach rechts. Die nach links gehenden sollten sich einzeln in einem mittelhohen Laubwald eingraben und gut tarnen. Wo ich mitgehen sollte, ging ein Fuhrweg bergan. Hinter einer Fichtengruppe hatten wir ein Maschinengewehrloch auszuheben. Den Rest der Nacht hatten wir zu schanzen.

Das MG-Loch musste halbkreisförmig in Richtung Gegner angelegt werden, sodass der Innenkreis zum Gegner zeigte. So konnte man das Maschinengewehr auf dem Gestell stehen lassen und braucht es nicht umsetzen, wenn man die Richtung rändern wollte. Ein MG hatten wir aber nicht. Vielleicht sollte es nachkommen. Wir hatten den strikten Befehl, nicht zu

schießen. Doch als der Morgen graute, fingen im Laubwald einige an, auf Gegner zu schießen, die sie ziemlich nahe vor sich herumlaufen sahen. Nun war unsere Stellung verraten und der Gegner formierte sich zum Angriff. Man beschoss uns mit Gewehren und Maschinenpistolen. Dazwischen ballerte noch in schneller Schussfolge ein Pak-Geschütz. Wir waren im MG-Loch drei Mann und rechts von uns am Wegrand ein weiterer Schütze.

Rechts vor uns kam starkes MPi-Feuer, was mit einem Mal verstummte. Im MG-Loch saß auch der uns befehlende Unteroffizier. Er kam von den Fliegern. Von unserem Loch aus konnten wir eine den Hang hoch führende Waldschneise einsehen. Von uns aus gesehen waren die Fichten links etwa vier Meter hoch und rechts zwei bis drei. Diese Schneise schickte mich der Unteroffizier hoch, um festzustellen, ob da Bewegungen sind, weil es ein paar mal dort geknackt hatte. Ich zog meinen Mantel aus, ließ die Gasmaske und das Kochgeschirr mit Brotbeutel und der eisernen Ration zurück. Auch den Stahlhelm ließ ich liegen. Mit aufgepflanzten Bajonett und zwei Handgranaten übersprang ich den Weg und hastete etwa 20 Meter den Berg hinauf. In der gleichen Zeit setzte das MPi-Feuer wieder ein. Es kam mir sehr nahe vor. Die Handgranaten, die ich hatte, waren von der modereneren Sorte. Sie wurden nicht mehr am Stiel abgezogen, sondern am Kopf. Außerdem konnte man die Granate vom Stiel abschrauben und ohne Stiel werfen. Letzteres hatte ich vor.

Nachdem ich die Handgranate schnell vom Stiel gelöst hatte, zog ich sie ab und warf sie in die Richtung des MPi-Feuers. Ich hätte nicht gedacht, dass ich so einen Wurf vollbringe. In der Angst hat man doch größere Kräfte. Nachdem die Granate detonierte, war Ruhe eingetreten. Ich hoffte, getroffen zu haben. Als ich vorsichtig den Hang wieder hinunter wollte, begann das Feuer wieder. Ich warf die zweite Handgranate. Die darauf einsetzende Ruhe war nur für Sekunden. Um so mehr wurde daraufhin geschossen.

Ich wollte zurück ins Loch. Doch etwa 10 Meter vor meinem Ziel sah ich, wie meine Kameraden „stiften“ gingen. Da musste ich hinterher. Ich wollte noch zum Loch, meine Sachen mitnehmen. Als ich den Weg übersprang, blickte ich nach rechts. In etwa 30 Meter Entfernung sah ich gegnerische Soldaten, die auf unsere Stellung schießend zugenommen. Ich dachte, wenn ich die Böschung hinunter renne, habe ich etwas Deckung.

Ich sah das, wo ich hin wollte, als Böschung an. Ich ahnte nicht, wie es wirklich aussah. Ich raste auf die vermeidliche Böschung zu und sah mich